Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 28 (1945)
Heft: 10

Artikel: Tod und Freidenker
Autor: Brauchlin, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-409588

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

des, der in einem *einmaligen* Schöpferakt die Tier- und Menschenform »geschaffen« haben soll. Wer aber das Auftreten von natürlichen *Neubildungen* als Forscher zugibt, kann nicht das kirchliche Schöpfungsdogma wertschätzen.

Legt die Biologie der Universität Gewicht auf das Dekorum der Christlichkeit, und wagt sie nicht die Unvereinbarkeit ihrer Erkenntnisse mit dem kirchlichen Schöpfungsglauben zu bekennen, so wird sie es mit der Verschleierung und Verwedelung der kritischen Situation versuchen müssen. Sie wird dann ihre wertvollen Forschungsergebnisse der weiteren Oeffentlichkeit in einer Form vorlegen, die den Eindruck einer gloriosen »endgültigen« Erledigung des gefährlichen Entwicklungsgedankens entstehen läßt. Jedenfalls schließt ein gehaltvoller Bericht über den interessanten Freiburger Vortrag Prof. Portmanns in der christlichen »Neuen Zürcher Zeitung« wie folgt: »Mit dieser Konzeption ist die alte Auffassung von der menschlichen Entwicklung in zwei Stufen, einer ersten, der Herausbildung der menschlichen Gestalt aus tierischen Vorstufen, und einer zweiten, in der sich die besondere Lebensform, Sprache und Kultur herausbilden, endgültig begraben.« Der honette und verständige Leser der »N.Z.Z.« aber weiß, daß er aus diesem Satze frei die »endgültige« Ueberwindung des Haeckelismus und Darwinismus herauslesen darf, im Namen der »Humanität« und der »christlichen Schweiz«.

Der Biologieprofessor Portmann gelangt zu wertvollen Erkenntnissen, welche die Einsicht bekräftigen, daß das Menschenwesen nicht aus einem anderen, sondern *aus sich selbst* verstanden werden will. Anstatt von dieser Erkenntnis Forscherbegeisterung ausstrahlen zu lassen, will er sie lieber in den Dienst eines »Humanismus« stellen, dem vor nichts so sehr gruset wie vor echten — Neubildungen. K. B

Der Rabe

Der Fuchs sah, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bei sich selbst: Ich möchte wohl wissen, ob der Rabe Anteil an den Opfern hat, weil er ein prophetischer Vogel ist; oder ob man ihn für einen prophetischen Vogel hält, weil er frech genug ist, die Opfer mit den Göttern zu teilen.

Fabel von Lessing.

Tod und Freidenker

Ein gruseliges Kapitel, nicht wahr, mein lieber gott- und jenseitsgläubiger Mitmensch, zwiefach gruselig, weil es vom Tod und dazu erst noch vom Freidenker handelt. Aber beruhige dich, sie sind beide nicht so schlimm, wie sie sich als Wortbilder ausnehmen. Und ich habe auch gar nicht im Sinne, den »Teufel« an die Wand zu malen oder gar zwei auf einmal, sondern nur ein wenig mit dir über den Tod vom Standpunkt des Freidenkers aus zu plaudern, weil ich gesehen habe, daß du darüber ganz kuriose Vorstellungen hast.

Man hat dir gesagt, der Freidenker habe ein Grauen vor dem Tode und mancher, der fühle, daß es mit ihm zum Letzten gehe, in den Schoß der Kirche zurückkehre, um sich hinter dem schwarzen Tore eine gnädigere Aufnahme zu sichern. Es gibt solche Fälle, das läßt sich nicht leugnen, denn es kann einem Freidenker so gut wie andern Leuten zustoßen, daß er im Alter der Verkindung anheimfällt und sich dann eben im Gefühl der Hilflosigkeit in den besagten Schoß bettet. Oder er wird als Kranker von Verwandten und von geistlicher Seite dermaßen mit Bekehrungsversuchen bedrängt, daß er sich in seinem geschwächten Zustande der Zudringlichkeiten nicht mehr zu erwehren vermag und schließlich zu allem Ja sagt. Fälle von »Bekehrungen« werden sodann mit großem Eifer in Umlauf gebracht, besonders wenn es sich um einen Mann von einiger Bedeutung handelte; von den ungleich zahlreicheren Fällen, wo Freidenker als Freidenker starben, schweigt man; diese sind in der Sonntagsschule unverwendbar. Es ist damit wie mit unsern Zeitungen, die eine Abteilung »Unglücksfälle und Verbrechen« haben, aber keine für »Glücksfälle und Guttaten«.

Ich habe vom schwarzen Tor gesprochen. Ein Tor steht zwischen einem Davor und einem Dahinter; durch es gelangt man aus jenem in dieses. Das Davor heißt Leben, das Dahinter —? Ja, das mußt *du* wissen, mein lieber Christ. Nicht wahr, das Dahinter heißt Jenseits, Ewigkeit und besteht aus zwei Abteilungen, Himmel und Hölle, welch beide von der christlichen Theologie in lebhaftesten Farben geschildert werden. Und nun ist es nach deinem angelernten Glauben so: Wer ohne jegliche Zweifelstrübung an den Himmel glaubt, wird in diesen aufge-

Die Schnurren des Poggio

Der Florentiner Gian-Francesco Poggio Bracciolini, der von 1380 bis 1459 lebte, war fünfzig Jahre lang apostolischer Sekretär und diente in dieser Eigenschaft acht Päpsten. In seinem Büchlein »Facetien«, das heißt soviel wie Schnurren oder Schwänke, hat er 273 getreulich aufgezeichnete Anekdoten hinterlassen, die, wie in einem Spiegel, das Bild des katholischen Priestertums jener Zeit auffangen. In früheren Jahrhunderten gingen Ausgaben des Buches von Hand zu Hand und trugen viel dazu bei, die Augen über den wahren Charakter der kirchlichen Machthaber zu öffnen. Daß Poggio die Priester genau gekannt und ohne Verzerrung beschrieben hat, ist selbst von der kirchlichen Seite nie bestritten worden. Wer konnte die Kirchenfürsten besser kennen als der apostolische Sekretär! Die nachfolgenden Schnurren sind ganz harmloser Art, denen auch ein von frommer Denunzierwut Besessener nichts anhaben kann.

Erinnerung.

Ein Mönch, der dem Volke predigte, schrie sehr laut, wie es die Gewohnheit ungebildeter Menschen ist. Eins von den umstehenden Weibern weinte laut auf, als es seine Stimme hörte, die wie Tierschreien und -brüllen klang. Der Mönch sah es, schrieb es aber der Wirkung seiner Worte zu, meinte, Gott habe sein Gewissen erweckt und die Tränen hervorgelockt. Er rief das Weib zu sich, fragte, weshalb es seufze und welcher Schmerz es bewege, daß es diese frommen Tränen, wie er meinte, vergieße.

Da sagte das Weib, seine Stimme und sein Geschrei bewege es so stark und mache ihm Schmerz; es sei nämlich eine Witwe, der ihr Mann einst einen Esel hinterlassen, mit dem sie ihren Lebensunterhalt verdiente. Der habe nachts öfter, wie der Mönch zu tun pflegte, geschrien.

Nun sei der tot und sie in ihrem Elend säße nun ohne Stütze und Hilfe da. Da sie ihn so laut predigen gehört habe und seine Stimme der ihres Esels ähnlich klinge, sei die Erinnerung über sie gekommen und sie habe wider Willen zu weinen begonnen. So zog der Dummkopf, mehr Schreier als Prediger, wie ein begossener Pudel ab.

Das Testament des Hundes.

In Toskana lebte ein Landpfarrer, der eine Menge Geld besaß. Er hatte ein Hündchen, dem er zärtlich zugetan war, und wie das starb, begrub er's auf dem Kirchhof.

Als das dem Bischof zu Ohren kam, lud er den Pfarrer vor sich. Er hatte es auf sein Geld abgesehen und tat, als wolle er ihn seiner Schändung wegen zur Rechenschaft ziehen. Der Pfarrer kannte den Bischof zur Genüge und steckte fünfzig Goldstücke zu sich.

Wie er zum Bischof kam, warf der ihm sein Verbrechen vor und wollte ihn ins Gefängnis werfen lassen. Da sagte der schlaue Pfar-

nommen, wo es in einemfort in lieblichen Tönen um ihn schalmeit und tiriliert, der liebe Gott lächelt ihm huldvoll zu und die Engel tanzen mit ihm Ringelreihen; er darf ihnen beim Anzünden der Sterne helfen und am Morgen beim Auspusten, was sehr vergnüglich ist. Ich weiß nicht, ob sich dem ganz so verhält, ich stütze mich dabei nur auf Schilderungen, die mir aus meiner Kindheit noch geblieben sind; die fromme Seele denkt sich's vielleicht ein wenig anders aus. Aber schön und erstrebenswert ist's in jedem Fall. Im andern Abteil, o jemine, da sieht's schon anders aus! Da dampft's und qualmt's von brennendem Schwefel und andern noch schlimmern Chemikalien, und es brennt und flammt und ist heiß wie in einem Hochofen; daneben herrscht die grimmigste Kälte, gegen die die Temperatur an den Erdpolen Aequatorhitze bedeutet, und da werden die armen Leibseelen hin- und hergejagt, aus der Hitze in die Kälte, aus der Kälte in die Hitze, wie in der Beschreibung des Paters Martin Cochem in den Kapiteln Von dem höllischen Feuer, Von der höllischen Kälte, Von dem höllischen Hunger und Durst, Von dem höllischen Gestanck und Würmern, Von der höllischen Finsternuss und Gespänstern ausführlich zu lesen ist.

Dahin also kommen die Ungläubigen, die Freidenker. Und es geschieht ihnen ganz recht, nicht wahr? Warum haben sie ihr Herz gegen Gott verhärtet! warum haben sie die Gnadenspenden der Kirche, die Sakramente, von sich gewiesen! Und du denkst dir weiter aus: Wenn es mit einem Freidenker zu Ende geht oder wenn er auch nur sein Ende bedenkt, so muß ihn ein Grauen vor dem seiner wartenden ewigen Schicksal erfassen und, je näher das Ende rückt, eine wilde Angst, die ihn Tag und Nacht quält, und sein Sterben wird zu einem qualvollen, entsetzlichen Todeskampf. Schilderungen solcher Kämpfe hat man dir in der Sonntagsschule und durch erbauende Schriftchen und Bildchen beigebracht, du bist darüber auf dem Laufenden.

Vielleicht ist aber dein logisches Denken doch so weit gediehen, daß du den Schluß ziehst: Wenn der Freidenker nicht an einen Fortbestand nach dem Tode glaubt, so auch nicht an die Hölle, und somit kann er keinen Schrecken vor ihr haben. Aber, folgerst du weiter, wenn nicht Himmel und Hölle, was dann? Und deine Antwort lautet: Das schwarze, leere, ungeheure Nichts, der bodenlose finstere Abgrund, was mindestens so schaurig ist wie die Hölle, wo man wenigstens doch noch als ein Ich besteht, wo man sich mit einem beschäftigt, wenn auch auf höchst unliebsame Weise. Aber nun gar nicht mehr bestehen, man stelle sich vor: ausgelöscht sein wie eine Schrift auf der Schiefertafel, spurlos ausgetilgt, als ob man nie gewesen wäre, und alles Gute war umsonst getan und die irdische Unbill umsonst erlitten! Das ist ja mehr als Hölle! Also muß auch so der Todesgedanke den Freidenker aufs schlimmste beunruhigen, ja ihn in den Zustand dauernder innerer Verzweiflung setzen. Nur der eine Gedanke, daß auch seine bösen Taten mit ihm untergehen, vermag ihm vielleicht einige Erleichterung zu verschaffen. Doch ist dies nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, ein Ersatz für die christliche Tröstung ist es nicht.

Mein lieber Christ, ich verstehe und begreife dich; denn in meiner Jugend sind mir unter dem Einfluß der Erziehung in Haus, Schule und Kirche und der gesamten christlichen Umwelt dieselben Gedanken auch durch den Kopf gegangen. Inzwischen aber hat sich in mir eine Wandlung vollzogen, von der du unberührt geblieben bist, und darum wirst du einige Mühe haben, mich zu begreifen. Und ich muß dir gleich sagen: deine Folgerungen sind falsch, müssen falsch sein, weil du von einer falschen Voraussetzung ausgehst, nämlich von der, der Freidenker befinde sich in derselben Geistes- und Gemütsverfassung wie der Gläubige. Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich zwischenhinein bemerken, daß ich mir die eben angedeutete Wandlung ebenso wenig als Verdienst anrechne, wie dir das Ausbleiben einer solchen als Schuld oder Mangel. Man wird nämlich sozusagen zum Freidenker oder zum Gläubigen geboren. Man hat nicht so sehr die Wahl, das eine *oder* das andere zu sein, wie es darnach aussehen mag; auch sind die Verhältnisse nicht so allmächtig, wofür sie oft gehalten werden; das »Milieu« kann die geistige Entwicklung auf die eine oder andere Seite hin begünstigen oder hemmen, aber es ist nicht das Entscheidende. Daher kommt es, daß aus einer streng religiösen Familie oder aus klösterlicher Erziehung ein Freigeist hervorgehen kann, der Sohn oder die Tochter freidenkerischer Eltern von der Sehnsucht nach Kirche und Religion erfaßt wird und sich diesen zuwendet. Die geistige Grundströmung bestimmt, die eigene Natur schafft sich Bahn, soweit weltanschauliche Auseinandersetzungen im Menschen überhaupt auftreten. In den meisten Fällen läßt sich aber der

---

rer: »Ehrwürdiger Vater, wenn du wüßtest, wie schlau das Hündchen war, würdest du dich nicht wundern, daß ich's unter Menschen begraben habe. Klüger wie die Menschen war's, das hat es im Leben gezeigt, und viel mehr noch im Tode.«

»Weshalb?« fragte der Bischof. »Was heißt das?«

»Ja«, antwortete der Pfarrer, »als es mit ihm zu Ende ging, hat es sein Testament gemacht und dir, da es wußte, du brauchst es, fünfzig Goldstücke vermacht. Da sind sie!«

Nun hatte der Bischof nichts mehr dagegen, daß das Hündchen auf dem Friedhof begraben war, das Testament hatte ihn gewonnen. Er nahm das Geld und ließ den Pfarrer ungeschoren.

Die große Schweinsleber.

Papst Bonifaz IX., ein Napolitaner, stammte aus der Familie der Tomacelli. Im Volksmund heißen aber Würste aus Schweinsleber auch Tomacelli.

Im zweiten Jahre seines Pontifikats begab sich Bonifaz nach Perugia. Mit ihm seine Brüder und viele Verwandte, die, wie das selbstverständlich war, bei ihm sich eingefunden hatten, um auch nach Möglichkeit nach Aemtern und Würden zu haschen.

Wie nun Bonifaz in die Stadt einzog, befanden sich in seinem Gefolge die Brüder und Verwandten. Ein paar neugierige Menschen fragten, was das für Leute in der päpstlichen Umgebung wären. Da hieß es: »Der ist Andreas Tomacello« und wieder: »Der da Johannes Tomacello« und so fort.

Wie es nun immer von neuem »Tomacello« hieß, meinte ein Witzbold: »Donnerwetter, muß das Schwein eine Leber gehabt haben, daß es so viel und so große Tomacello gegeben hat.«

»Ich habe noch keinen Appetit!«

Während des Krieges gegen die Feinde des Papstes, der zu Ancona geführt wurde und den der Kardinal von Spanien heraufbeschworen hatte, besuchte der Kardinal die Armee gerade in dem entscheidenden Augenblicke, in dem sich's um völligen Sieg oder entscheidende Niederlage handelte.

Er ermahnte die Soldaten und spornte sie an: mutig sollten sie in den Kampf ziehen. Wer in der Schlacht falle, rief er, würde mit Gott und seinen Engeln tafeln. Wer falle, versicherte er, dem würden alle Sünden vergeben sein und um so schneller, je kampfesmutiger sie in den Kampf zögen.

Nachdem der Kardinal also die Soldaten ermahnt hatte, ritt er wieder zurück. Da rief einer: »Warum willst du denn nicht mit uns fallen?«

»Meine Essenszeit ist noch nicht da«, antwortete der Kardinal: »Ich hab' noch keinen Appetit!«

Der vierfüßige Erzbischof.

Bei dem verstorbenen Erzbischof von Köln stand ein Narr in

Mensch einfach vom Strom der Gewohnheit, des Althergebrachten treiben.

Aus dieser verschiedenen Grundströmung heraus stehen Christ und Freidenker verschieden zum Leben. Jenem ist es Vorstufe, Bewährungsfrist für das ewige Leben und hat, theoretisch, nur in Beziehung zu diesem einen Wert, an sich keinen. Für den Freidenker ist es *das* Leben; ihm folgt kein anderes. Es schließt das ganze Schicksal in sich ein. Und folgerichtig stehen sie auch verschieden zum Tode. Für den Gläubigen ist er Uebergang, für den Freidenker Abschluß, Untergang, Auflösung.

Wozu ist man denn hier gewesen? fragt der Gläubige entsetzt; *So* hat das Leben ja gar keinen Sinn!!

Mein Lieber, das Leben hat immer den Sinn, den man ihm gibt. Du, gläubiger Christ, bist vom Leben unbefriedigt, weil es unvollkommen ist und du schaffst dir in deiner Sehnsucht nach Vollkommenheit oder ungetrübtem Glück eine Welt nach dem Tode, um für die Erfüllung deiner Vollkommenheits- oder Glückssehnsucht Raum zu haben. Die Liebe zum eigenen Ich spielt dabei auch eine nicht unbedeutende Rolle, und wenn der Dichter auch sagt, das Leben sei der Güter höchstes nicht, so ist es doch das Gut, ohne welches es kein anderes gibt.

Der Freidenker findet sich mit der Tatsache ab, die ihm die Wirklichkeit bietet: Unvollkommenheit und Vergänglichkeit. Alles entsteht und vergeht. Die tausendjährige Zeder stürzt im tausendundersten Jahr zusammen und vermodert zu Staub; die Gebirge waren einmal nicht und werden einmal nicht mehr sein; die Erde selber hat einen Anfang und ein Ende wie die Sonne und die Sterne; andere Welten werden einst sein und wieder vergehen. Ewig ist allein das Sein, aber die Gestalten des Seins wechseln. In diesen ewigen Wechsel fühlt sich der Freidenker einbezogen. Er bescheidet sich damit, in der kurzen Frist, für die er aus dem sich stets verwandelnden Flusse des Seins auftaucht, das zu sein und zu tun, wozu er kraft seines Menschseins berufen ist, gleich dem Weizenkorn, dem der Drang, eine Aehre zu bilden, innewohnt, oder wie die Schwalbe in der Luft, die die Aufgabe hat, ein paar Sommer lang Schwalbe zu sein und die dann vergeht, ohne daß eine Lücke entstände in der Natur, die schon vorher ein neues Geschlecht zur Stelle geschafft hat.

Wir Menschen bringen kraft unseres höher entwickelten Gehirns Werke zustande, die vielleicht unser zeitlich Dasein überdauern, unser Dasein wirkt sich bei den Mitmenschen und den Nachkommen aus. Aber mit uns als Einzelwesen ist es in dem Augenblicke, wo das organische Getriebe in uns zum Stillstand kommt, aus und zu Ende für immer und ewig; es gibt nur eine Seele, solange es einen lebendigen Körper gibt. Dieses Einbezogensein in die gesamte Natur, dieses Erduldenmüssen, was alles Lebendige erduldet, ja allem Seienden beschieden ist, die Vergänglichkeit, nimmt dem Tode den Stachel. Er ist weder Sensenmann noch schwarzes Tor, sondern natürliches Ende, wie die Geburt der natürliche Anfang war. Empfindet es der gläubige Christ als schrecklich, einmal *noch nicht* dagewesen zu sein? Nicht? Warum denn einmal *nicht mehr* da zu sein?

Nach meinen Ausführungen, sagte der gläubige Christ, müßte es dem Freidenker also völlig gleichgültig sein, wann der Tod eintrete, heute schon oder morgen.

Nach seinen Anschauungen, erwidere ich, müßte der gläubige Christ sich sogar nach dem Tode sehnen, der ihm das Tor zur Seligkeit und ewigen Freude in Vollkommenheit öffne.

In Wirklichkeit ist es aber so, daß beide, der Christ wie der Freidenker, das Leben so lange als möglich zu erhalten suchen. Sobald sich Anzeichen bemerkbar machen, daß etwas im körperlichen Haushalt nicht in Ordnung ist, geht der eine wie der andere zum Doktor, schluckt Pillen, legt sich zu Bette, mißt die Fieber, läßt gar an sich herumschneiden, um das Sterben hinauszuschieben, der Christ, trotzdem er damit das Seligwerden hinauszögert, der Freidenker, trotzdem der Tod für ihn einfach eine natürliche Tatsache ist, beide aus dem Lebens- und Selbsterhaltungstrieb, wie ihn die Natur jedem Keime, dem pflanzlichen, tierischen und menschlichen, eingegeben hat. Was geworden ist, will sein, und der Seinswille ist stärker und vernünftiger als alle theologisierende und philosophisierende Todesdeutung. Wahr aber ist und bleibt, was der griechische Philosoph Epiktet vor ungefähr neunzehnhundert Jahren gesagt hat: »Der Tod ist nichts Schreckliches; nur die fürchterliche Vorstellung vom Tode macht ihn furchtbar.«

E. Brauchlin.

---

großer Gunst, er durfte sogar mit ihm in einem Bette schlafen. Einmal nun, als eine Nonne das Lager des Erzbischofs teilte, merkte der Narr, der unten lag am Bettende, daß mehr Füße wie sonst im Bette waren.

Er packte einen und fragte, wem er gehöre. »Mir!« sagte der Erzbischof.

Der Narr packte den zweiten, dritten, vierten, und immer sagte der Erzbischof, ihm gehöre er. Da sprang der Narr hurtig auf, lief ans Fenster und schrie laut hinaus: »Kommt alle herbei, hier ist was Neues, Unerhörtes passiert. Unser Erzbischof hat vier Beine.«

So deckte er den schlechten Lebenswandel seines Herrn auf.

Sagen oder machen — was ist Gott wohlgefälliger?

Ein mir gut bekannter witziger Kopf fragte einmal einen Mönch, was Gott angenehmer sei, sagen oder machen.

»Machen«, versetzte der Mönch.

»Also hat der ein größeres Verdienst«, meinte der Witzbold, »der die Rosenkränze macht, als der sie heruntersagt.«

Der Beichtiger kennt alle Sünden.

Ein Florentiner Ritter aus edlem Hause hatte ein streitsüchtiges und widerborstiges Weib, das täglich zum Beichtiger lief, oder, wie man zu sagen pflegte, zu seinem Seelsorger und brachte da seine Klagen über die Fehler und schlechten Eigenschaften seines Mannes vor. Und der Beichtiger tadelte und schalt den Ritter.

Einstmals nun, auf des Weibes Aufforderung, Frieden zwischen ihnen zu machen, rief er den Mann zu sich und sagte ihm, er solle seine Sünden bekennen; wenn das geschehe, zweifle er nicht, daß wieder Friede und Eintracht zwischen ihnen herrschen würde.

Als der Beichtiger nun vom Manne das Sündenbekenntnis forderte, sagte er: »Das ist ganz überflüssig. Alle Sünden, die ich begangen habe, und noch viel mehr, hat dir ja mein Weib schon so und so oft gebeichtet.«

Sammlung »Wissen und Wahrheit«*

Unter diesem Titel beginnt im Verlag Hans Huber in Bern eine neue Schriftenreihe zu erscheinen, von der eben die erste Nummer erschienen ist. Aus den Leitsätzen, die der Sammlung zugrunde liegen (siehe 2. Umschlagsseite), darf geschlossen werden, daß hier ein Werk im Entstehen begriffen ist, das unsere volle Beachtung und Unterstützung verdient. Wir werden in der nächsten Nummer auf den Inhalt der Schrift näher eingehen. Für heute müssen wir uns des Redaktionsschlusses wegen mit diesem kurzen Hinweis auf das Erscheinen begnügen.

* Hänßler, Ernst. Auf festem Grund — der neue Diesseitsglaube. Bern, Hans Huber 1945. 119 Seiten. Preis 5 Fr. 20. = Sammlung »Wissen und Wahrheit«, Nr. 1.